

Welt-Hindikonferenz Nagpur (Indien) 10. bis 14. Januar 1975

Aus einem Tagebuch

Vorbemerkung

Die erste Welt-Hindikonferenz, veranstaltet vom „Komitee zur Verbreitung der Nationalsprache“ von Wardha (Maharashtra), stellte eine organisatorische Anstrengung und Leistung ersten Ranges dar. Die Reaktion in der indischen und ausländischen Presse war gewaltig und – zu Recht – überwiegend positiv. Laut THE TIMES vom 17. Januar 1975 nahmen an der Konferenz mehr als 3000 Hindilehrende, -lernende und -schreibende teil, unter ihnen 75 Ausländer aus 27 Ländern Ost- und Westeuropas, Amerikas und – last but not least – der indischen Diaspora. Es folgt kein weiteres Loblied auf die Konferenz, sondern der Versuch, einen Blick hinter die Kulissen einer indischen Variante des internationalen Konferenzbetriebs zu gewähren.

9. 1. 75

Das Komitee zur Verbreitung der Nationalsprache in Wardha rief zur Hindi-Heerschau nach Nagpur, und fast alle kamen. Daß der Schauplatz in der nichthindisprachigen Provinz lag, ließ hoffen. Am Flugplatz ein Empfangskomitee: Khadi blüht ringsum, adrette Freiwillige (swayamsewak) kümmern sich um Einzelheiten, die ausländischen Gäste – soweit sie können – üben ihr Hindi, die Gastgeber ihr Englisch. Ein Bus fährt die Ankömmlinge zum Amdar Niwas, dem M.L.A.-Hotel, dort warten Ehrenjungfrauen und überreichen Rosen und Anmeldeformulare. Im Zimmer scheint alles zu funktionieren: alle Birnen sind im Sockel, Wasser fließt reichlich, auch warm, das Klo indischen Stils ist kunstvoll überschreinert, die Farbe, wenn auch frisch, klebt nicht mehr. Erste Begegnung mit Übersee-Indien: ein Sanskritmann aus Fiji präsentiert, nicht ohne Stolz, einen „Ureinwohner“ von dort; Mauritius hat vierzig Delegierte geschickt – ein ganzes Ensemble, das ein Hindidrama vorführen wird. Der Rückzug ins Zimmer mißlingt: Jemand von der Universität Haridwar dringt ein – „to meet foreign friends“ – und erinnert mich daran, daß wir beide, ob wir's wollen oder nicht, Arier sind; für ihn sei dies das Zeitalter Hitlers. Ich lenke ab – welche Hindiautoren sie in H. lesen? Antwort: Alle. Und wenn ich ihn nach Deutschland einlåde, würde er mir's zeigen. In den Nachbarzimmern wohnen Osteuropäer – wie wird er's dort treiben?

Nach dem Abendessen lasse ich mir von einem Rikshamann einen Hindifilm empfehlen. Er schlägt „Brot, Kleid und Haus“ vor: die Ordnungskräfte im Kampf gegen Bombay-Ganoven – ein zur Zeit beliebtes Thema. Shashi Kapoor will's wieder mal Sita gleichtun, stirbt blutig. Was ihm an dem Film so gefällt, frage ich den Rikshamann auf dem Heimweg. Die „majburi“, sagt er, die Ausweglosigkeit also, die seine eigene ist.

10. 1. 75

Vormittags Arbeit an einem angekündigten Statement über Hindi in der Bundesrepublik. Ich befinde mich in einer Art Belagerungszustand, man will die ausländischen Delegierten sehen: Radioleute wollen und bekommen ein Interview; ein Hindiprofessor aus Kerala kommt mit einer Gruppe Studenten: sie besetzen beide Betten im Zimmer und stellen, nach anfänglicher Schüchternheit, gute Fragen; einem Mann aus Bombay ist im Traum ein englischsprachiger Engel erschienen mit dem Auftrag, er solle Devanagari zu einer Welschrift entwickeln, und das will er, mit Gottes und UNESCOs und meiner Hilfe, nun tun; auch der Astrologe bleibt nicht aus. Später, in seinem Bericht über die Konferenz, spielt der Hindidichter S. H. Vatsyayan mit den Wörtern „sammelan“ (Konferenz) und „mela“ (Jahrmarkt) – und zum Jahrmarkt gehört das fahrende Volk.

Nachmittags ist dann die Inauguration der Konferenz. Großes Polizeiaufgebot; Frau Gandhi, zu deren Begrüßung man die Ausländer aufgereiht hat, wirkt nervös – sie fürchtet, daß das eben geglückte Attentat auf ihren Eisenbahnminister nur ein Vorspiel zu dem Versuch war, sie selbst zu beseitigen. Es folgt eine Reihe von schwer erträglichen Reden: Frau Gandhi, der Premierminister von Mauritius, der Chief Minister von Maharashtra sind schlecht vorbereitet, haben Schwierigkeiten mit dem Hinditext; erst Kaka Kalelkar, der alte Hindi-Protagonist aus der Zeit der Unabhängigkeitsbewegung, macht wieder munter – „We think in English, coin in Sanskrit, and put it into Hindi“, ist eine der Ironien, die er bloßlegt.

Abends Kulturprogramm: man zeigt die Touristenversion der Ramlila aus Delhi. Dem Eingang des „by order“ geräumten M.L.A.-Hotels gegenüber wirbt ein Spruchband in Sanskrit für Sanskrit als Nationalsprache Indiens.

11. 1. 75

Thema des heutigen Gedankenaustausches: Hindi und seine Stellung in aller Welt. Damit ist heute der Tag der eigentlichen Hindiade, des selbstdarstellerischen Wettstreits der hindilernenden und -lehrenden Völker. Der Außenminister hat den Vorsitz.

Früh überrascht man mich mit der Eröffnung, ich sei als einer der Hauptredner des Vormittags vorgesehen – neben Herrn Chelyshev aus der Sowjetunion. Ein ost-west-politischer Balanceakt wieder einmal, man kann halt das Schaukeln nicht lassen. Im übrigen möge ich mich doch dem am Vortage vom Tourismusminister vorgetragenen Antrag anschließen, die Weltsprache Hindi solle unverzüglich UNO-Sprache werden. Ob ich etwas Geschriebenes dazu wolle? Ich danke und verspreche, mir's zu überlegen. Dabei vergesse ich (oder vielleicht doch nicht?), daß diese Formulierung eine höfliche Version der Ablehnung ist.

Es gibt zwei Arten von hindisprechenden Ausländern: die ganz echten und die nicht ganz echten. Zur zweiten Kategorie gehören die Nachkommen indischer Emigranten, meist aus Uttar Pradesh; jetzt sind sie Staatsbürger von Ländern wie Fiji, Mauritius, Trinidad, Surinam. Hier sollen sie helfen, den Einwand zu entkräften, Hindi sei Weltsprache wohl, was die Zahl seiner Sprecher betrifft, nicht aber im Hinblick auf seine geographisch-politische Streuung. Ihre Bindung an Hindi, das seinerseits die sprachliche Bindung an ihre indische Vergangenheit – und damit einen wesentlichen Teil ihrer Identität – darstellt, erscheint echt und stark emotional geladen. Eine Rednerin aus Surinam weint; leider tut sie das im Verlauf der Konferenz regelmäßig an einer bestimmten Stelle ihrer Rede. Surinman weint wieder, heißt es dann.

Das eigentliche Wettreden findet zwischen den „echten“ Ausländern statt. Die Mehrzahl der Länder, vor allem der westeuropäischen, ist durch Ein-Mann-Delegationen vertreten; die UdSSR und die DDR, Schoßkinder des derzeitigen Erziehungsministers, treten massiver auf. Gewiß, in diesen Ländern wird, von den Regierungen gelenkt und gefördert, mehr für Hindi getan, als es hierzulande je möglich sein wird; dennoch wirken ihre Versuche, durch ständigen Hinweis auf Geleistetes good will zu erzeugen, auf die Dauer eher erdrückend – man wird das Gefühl nicht los, hier sei in höherem Auftrag ein Pensum zu erledigen, hier sei man ununterbrochen „on duty“; bei den derart beanspruchten Delegierten selbst führt das zu Streßerscheinungen, zu Ausbrüchen von Ungeduld, zu kleinen, im indischen Kontext zerstörerischen faux pas. Diese Bemerkungen sollen alles andere sein als selbstgefällig: auch der westeuropäische Einzelgänger ist diesen Gefahren ausgesetzt; nur kann er ihnen leichter entgehen.

Meine ostdeutschen Kollegen hatten wissenschaftliche Vorträge vorbereitet; schade darum, Nagbur war nicht der Ort dafür. Die ganze Anlage der Konferenz – die meisten Veranstaltungen fanden vor einem Massenpublikum statt – hatte von Anfang an darauf hingewiesen, daß hier keine akademische Veranstaltung gemeint war, sondern ein Politikum. Folglich hatte ich Glück mit meiner öffentlichen Erklärung: darin nannte ich ein paar Probleme beim Namen (unsere Schwierigkeiten angesichts einer vorwiegend aufs Klassische ausgerichteten ideologischen Tradition; die Unmöglichkeit, mehr Studenten zum Lernen von Hindi zu motivieren, solange man sich indischerseits über die Stellung dieser Sprache nicht im klaren ist); im übrigen konnte ich mich guten Gewissens optimistisch geben: dank meiner Verbindungen mit den Autoren, den eigentlichen „Machern“ der Sprache – „denn Regierungen können Sprachen zwar helfen, sie aber nicht machen“. Dabei zitiere ich mehrmals Rammanohar Lohiya, den verstorbenen sozialistischen Oppositionspolitiker; der Erfolg ist im wörtlichen Sinne erdrückend – ich hatte die Wirkung dieses Namens auf Zuhörer verschiedenster gesellschaftlicher Herkunft unterschätzt.

12. 1. 75

Auf dem Programm steht etwas von kosmopolitischem Bewußtsein, Indien und Hindi – doch die Konferenz scheint zu zerflattern wie so vieles hier. Irgendwo finden Gegenversammlungen statt. Im Hauptzelt spricht man nachmittags über Massenkommunikation; zur gleichen Zeit trifft sich woanders die junge Generation, freilich unter dem Vorsitz arrivierter Vierziger, was nicht ganz zu Unrecht, initiiert von Delegierten der Nehru-Universität, zur weiteren Abspaltung

einiger Linker führt, die dann auf dem Rasen vor dem Gebäude tagen. Abends rufen die Russen zur Roundtable-Konferenz über Indologie in sozialistischen Staaten.

Wer diesem Ruf nicht folgt, findet sich bei einem Empfang im örtlichen Baharatiya Vidya Bhavan. Über Tee und Süßigkeiten gesteht man sich – auf deutsch, um nicht verstanden zu werden –, daß es nun eigentlich an der Zeit sei, Schluß zu machen, am heftigsten die Amerikanerin: sie könne das Wort „Hindi“, vor allem in Kombination mit „Welt-“, nicht mehr hören: Hindikoller. Alle teilen das Gefühl, benutzt zu werden – wenn man nur wüßte, wozu.

13. 1. 75

Frühstück mit M. Er spricht viel, u. a. über die Kastifizierung der Jayaprakash-Narayan-Bewegung: wie Kongreßmitglieder, nach ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten religiösen und sozialen Gruppierungen ausgewählt, in die betroffenen Gebiete entsandt werden, um „ihre“ Leute der Bewegung zu entfremden.

Offizielles Thema am Vormittag: Die heutige Zeit und Hindi.

Vatsyayan, nicht zu Worte gekommen, ist inzwischen abgereist. Postkoloniale Mentalität: wie das Hindi-Establishment seine Dichter behandelt, im Gegensatz zu den Ausländern. Mutter Hindi frißt ihre Kinder.

Ehrungen, endlos, am Nachmittag. Der Vizepräsident der Indischen Union verteilt Kokosnüsse und Seidenurkunden. Seine Rede, die er offenbar während des Verlesens kennenlernt, mißlingt. Das Publikum in den hinteren Reihen kennt kein Pardon, es entfernt sich geräuschvoll.

Abends, im Zelt, dröhnen die Dichter. Ich hör's von weitem, kann nicht mehr: Staubschnupfen.

14. 1. 75

Zum Abschluß eine Busfahrt zum Vinoba-Ashram in Pawnar und nach Wardha. Endlich, Gott sei Dank, erlauben sich auch die Russen ein paar Albernheiten: sie verteilen im Bus Wurst und Brot, importiert; Wodka (er desinfiziert) wird vermißt, aber rücksichtsvoll weggelassen. Liperovsky, der zweite Mann, schleppt Bücher: sie sollen in Wardha photogen überreicht werden.

Unterwegs Halt in Pawnar. Vinoba sitzt schweigend unter einem Baum und läßt sich auch durch den leidenschaftlichen Appell eines jungen Mannes, er solle eingreifen, denn es stehe schlecht ums Land und um die Hindikonferenz, nicht dazu bewegen, sein Schweigegeflöbnis zu brechen. Statt dessen reden wieder einmal die ausländischen Delegierten; sie werden von Vinoba mit einem Prasad belohnt.

In Wardha traditioneller Empfang: Khadi, Kokosnüsse, Muschelblasen, Reden unter dem Vorsitz von Jagjiwan Ram; er ist zur Zeit Landwirtschaftsminister. Father Bulke, früher Flame, nun indischer Staatsangehöriger, enthüllt ein Tulsidasdenkmal, dazu spielt eine dünn besetzte Polizeikapelle etwas, das englischer Marschmusik ähnelt. Der Grundstein zu einer Welt-Hindiakademie wird gelegt; mag er nun liegen. Und Surinam weint. Ein Junge fragt schüchtern, ob ich denn Hindi auch lesen kann. Ich lese ihm etwas vor: nun glaubt er mir. Es scheint ihm etwas zu bedeuten. Vielleicht hat doch alles einen Sinn.

Abends verspäteter Flug nach Delhi. Müder, aber herzlicher Abschied voneinander in Palam. Man wird sich schreiben, Publikationen austauschen, sich gegenseitig einladen: man ist sich nähergekommen. Vielleicht hat sich's doch gelohnt.

Lothar Lutze